

**Zeitschrift:** Rote Revue : sozialistische Monatsschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 15 (1935-1936)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Amerikanische Ansichtspostkarte : die Kunst und das Leben  
**Autor:** Mattick, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-332442>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Produktion wird reduziert, der Arbeiter auf das Straßenpflaster geworfen. Ist der Hochkapitalismus durch relative Verelendung, so der Spätkapitalismus durch absolute gekennzeichnet.« Der Lohnabbau mit oder ohne faschistische Diktatur verkörpert dies Stadium des Spätkapitalismus. Und den Ausweg aus dieser Sackgasse bietet nur die sozialistische Planwirtschaft, die kein anderes Ziel kennt, als die höchste Befriedigung aller vernünftigen Bedürfnisse der Volksgesamtheit, so wie der Marxismus das postuliert hat.

Wir wiederholen: die Schrift ist eine sehr notwendige und wertvolle Auseinandersetzung. Schade, daß sie nicht so umfangreich sein konnte, um noch mehr Belegmaterial zu enthalten und restlos gemeinverständlich zu sein. Eine Verbesserung sozialistischer Publikationsmöglichkeiten entspräche einem entschiedenen Bedürfnis.

---

## Amerikanische Ansichtspostkarte

### Die Kunst und das Leben

Von P a u l M a t t i c k.

Nicht aus Böswilligkeit zahlte der alte Carnegie seinen Arbeitern schlechte Löhne, viel höhere Gründe bewegten ihn, seine Produktionskosten dauernd zu senken. Die Konkurrenz ist nicht nur mit dem Markt identisch, sie zeigt sich nicht nur in Dollars und Cents, sie reicht auch bis in die Gefilde der Kunst und Wissenschaft. Es gibt in Amerika fast ebenso viele Philanthropen, wie es Millionäre gibt; und oft streitet man sich um den ersten Rang in der Liste der Menschheitsbeglückter noch heftiger als um die erste Stelle im Einkommenssteuerregister.

Carnegie war ein Freund der Literatur, und was er an Löhnen ersparte, stiftete er für Bibliotheken. Er wollte das amerikanische Kultur-niveau heben. Aus eigener Erfahrung wußte er, daß die Arbeiter den größten Teil ihres Lohnes in die Kehle gossen und daß Betrunkene selbst beim besten Willen nicht lesen können. Darum mußte er die Löhne immer weiter kürzen, denn es genügt nicht, Bibliotheken zu haben, sie müssen auch besucht werden. Er spekulierte, daß die Arbeiter, zu arm, um in die Kneipen zu gehen, mit Freuden in die Leseräume strömen würden.

Dieser großherzige Zug Carnegies war aus seinen eigenen sentimentalischen Erinnerungen abzuleiten, hatte er sich doch selbst »aus Nacht zum Licht« emporarbeiten müssen. Anders jedoch Andrew Mellon, der im Moment Amerikas populärste Persönlichkeit ist. Für seine philanthropischen Ambitionen kommen weder Literatur noch Wissenschaft in Frage. Er stammt aus Kreisen, die das Lesen ihren Bedienten überlassen und für die auch die Wissenschaft eine livrierte Kaste ist, die man bezahlt, solange sie katzbuckelt. Mellon wandte sich der Kunst zu. Die Musik war allerdings schon von den Herren der Fleischtruste monopolisiert. Letztere bestimmen nicht nur, ob der gewöhnliche Sterbliche Schweins- oder Kalbsleber verzehrt, ob die Bauern ihren Zuchtsäuen

ein längeres oder kürzeres Leben gönnen, sie bestimmen auch, ob die Künstler der städtischen Orchester Philharmoniker oder Kaffeehausmusikanten sind. Es hängt von ihnen ab, wen und wann die Sängerinnen heiraten, ob die Oper zum Volkserziehungsmittel wird oder das Privileg der besseren Schichten bleibt. Sie kontrollieren die Musik mit derselben imponierenden Selbstverständlichkeit, mit der sie die kleinen Aktionäre von der Polizei aus den Sitzungen jagen lassen, wenn diese allzulaut gegen die Kapitalsabschreibungen protestieren, da sie nicht begreifen wollen, daß man den Teil für das Ganze zu opfern hat.

Andrew Mellon, Pittsburgs erster und vornehmster Bürger, Kapitalist und Staatsmann, schenkte sein Herz der Malerei. Etwas muß schon an der berühmten Zweiseelentheorie stimmen, wie könnte man sonst erklären, daß ein so gewiegter Geschäftsmann wie Mellon, der dem Publikum so gründlich das Geld aus der Tasche zieht, wie ein Staubsauger den Schmutz aus wehrlosen Teppichen, in seinen Nächten über nichts anderes nachdenkt, als wie er das Erworbene der Öffentlichkeit in veredelter Form wieder zuführen kann. Seine Kunstliebhaberei ist ihm zugleich seine soziale Aufgabe. Wie Carnegie, kennt auch er die Schwächen der Menschen genau so gut, wie seine eigene Stärke, und ist sich ebenfalls seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen bewußt.

Es ist traurig, aber es ist so: Der amerikanische Durchschnittsmensch kümmert sich um das Lächeln der Mona Lisa sehr wenig. Es reicht ihm höchstens zu einem Witz. Das Lächeln der Garbo ist ihm lieber, wie ihm auch die Figur der Mae West bei weitem mehr imponiert als die der etwas käsigen Venus des Titian. Was bedeuten ihm schon die Raffaelischen Madonnen, hat er doch nicht nur seinen Muttertag, sondern auch Briefmarken, die ihm süße Kindheitserinnerungen vermitteln. Diese Menschen wären genau so schnell bereit wie die Bolschewiki, ihre alten Meister in Valuta zu verwandeln.

Doch wie Amerika in größerer oder geringerer Menge alles hat, was es auf der Welt gibt, so hat es auch eine, wenn auch verhältnismäßig dünne Schicht wirklicher Kunstfreunde, die mit zusammengekniffenen Augen und hochgezogenen Mundwinkeln auf die Bilder Botticellis sehen können, ohne sich ihre innere Erregung äußerlich anmerken zu lassen. Diesen gebildeten Menschen will Mellon dienen. Er plant die Stiftung einer Galerie in Washington, die weder hinter dem Louvre noch hinter der Ermitage zurückstehen soll.

Kunst kostet Geld. Mellons Privatvermögen wird auf hundert Millionen Dollar geschätzt. Wie jeder großzügige Mensch, liebt er runde Summen und war so gezwungen, seine Kunstgeschäfte aus andern als aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Er hörte auf, Steuern zu zahlen, was seinem Gewissen um so leichter fiel, da die heutige Regierung seinen Wünschen durchaus nicht entspricht. Er hatte Hoover gedient, der seine Leistungen stets hinreichend kompensierte. Ja, es wäre in gewissem Sinne Inkonsequenz, heute Steuern zu zahlen, sozusagen ein Verrat an der eigenen politischen Ueberzeugung.

Dies sind die Gründe, warum man Mellon den Prozeß machte, um ihn zur Zahlung von drei Millionen Dollar zu zwingen. Wer würde ihm

wohl unter diesen Umständen seine Sympathie verweigern? Wer kann denn auch bei der heutigen Profit- und Zinsrate noch Steuern zahlen? Sind wir nicht bereits in einer Situation, wo man auch für Amerika die Frage stellen kann: Wer? Wen? Entweder die Kleinen oder die Großen müssen daran glauben. Weiß man, wer von beiden Kunst und Kultur repräsentiert, so fällt die Entscheidung leicht. Morgan fiel sie jedenfalls nicht schwer, da er die Saison der Steuerverweigerung eröffnete. Und was Morgan recht ist, kann Mellon nur billig sein. Nur Eigensucht soll man ihm nicht vorwerfen, das wäre eine Verdrehung der Tatsachen. Sein Verteidiger, der offenbar nichts von der Zweiseelentheorie hält, plädierte vor Gericht: »Nichts lag Mellon ferner als die Absicht, den Staat zu betrügen.« Drei Millionen fordere man von seinem Klienten, aber neunzehn habe dieser bereits in Kunstwerken angelegt, die er der Nation zu schenken beabsichtige. Diese kulturelle Tat sei mehr als Pflichterfüllung dem Staate gegenüber. Und mit gedämpfter Stimme, die trotzdem des Nachdrucks nicht entbehrte, schloß er, »niemals könne Gott zwei solch verschiedene Regungen in das Herz eines Menschen verpflanzen, daß er schenken und betrügen zugleich will«. Und da der Segen Gottes offensichtlich auf Mellon ruht (er ist mit achtzig Jahren noch ein äußerst rüstiger Zigarrenraucher), so wird der Verteidiger wohl recht haben. Der Name Mellon wird einst in großen, goldenen Lettern den Eingang seiner Galerie zieren, und keinem Menschen wird es einfallen, seine hehren Bilder mit albernen Steuergeschichten zu entwürdigen.

Schade ist, daß es heute nicht nur Kunst, sondern auch noch Künstler gibt. Viel zuviel Künstler, die durchaus nicht von der Luft leben wollen, wie zuträglich dies auch ihrer Kunst wäre. Sie wäre reiner, edler und zeitloser, sozusagen von der Ewigkeit gestreift und würde ganz andere Inspirationen vermitteln, als sie uns heute bietet. Da gab es im Frühling 1935 in Neuyork fast eine Ausstellung von Bildern, die sich mit nichts anderem als dem peinlichen Lynchproblem befaßten. Ein Glück, daß sich keine Galerie fand, die ihren Platz dafür hergab, da keine ihre Räumlichkeiten gerne demoliert sieht. Entsprechende Drohbriefe flößten den Kunsthändlern den nötigen Respekt vor der amerikanischen Mentalität ein. Aber das war ja auch keine Kunst mehr. Man stelle sich nur vor: Hunderte von Bildern, Schnitzereien, Figuren, die an Aesten baumelnde, nackte Neger darstellten und die das Grauen in den Gesichtern der Erdrosselten mit der Freude auf denen des Mobs wieder wettmachten. Wahrscheinlich eingedenk der uralten Erfolgsformel, daß man die Tragik mit Humor zu würzen hat. Da war zum Beispiel ein Bild, das hatte den Titel »Seine erste Lynchung« und sollte zum Mittelpunkt der Ausstellung erhoben werden. Es zeigte eine der wundervollen amerikanischen Madonnen, wie sie ihren Sprößling hoch über die Menge der Lyncher hält, damit auch ihm nichts entgehe. Nein, sowas muß verboten werden, eine Kreuzigung ist für die ersten zehntausend Jahre durchaus hinreichend.

Leider haben die amerikanischen Künstler noch immer mehr vom Geiste des Durchschnittsmenschen in sich als von der verklärten Art

des alten Mellon. Sie achten wohl, zum Unterschied von den ersteren, auf das Lächeln der Mona Lisa, doch mehr aus Neid und mit den Augen der Diebe. Was ist schon daran? Wir lassen heute ganz anders lächeln. Aber leider sind wir noch nicht tot und leider werden Farben heute industriell hergestellt und reizen eine Unzahl von Menschen, sich auf die Kunst zu werfen. Die Plagiate sind heute besser als die Originale. Wir können genau so viel wie die alten Meister. Wir sehen sie uns überhaupt nur an, um der Welt gelegentlich, wie einst Picasso, im Scherz zu beweisen, daß man auch klassisch, daß man auch wirklich malen kann. Aber sonst wollen wir unsere eigenen schlanken Madonnen preiswert verkaufen. Wir malen, um Geld zu erhalten, das uns erlaubt, Mae West zu bewundern und den eigenen Arm um die lebendigen Hüften der eigenen Geliebten mit dem ihr eigenen Lächeln legen zu können. Die schon vorhandene Kunst drückt die Preise der lebenden Künstler. Zur Hölle mit aller schon getanen Arbeit!

Wenn Mellon für einen Perugino zweihunderttausend Dollar und für eine Leinwand Jan van Eyks eine halbe Million zahlte, so mag das ja ganz imponierend sein, aber wenn er es von Steuergeldern bezahlt, dann werden unsere Bürgermeister wie bisher auch weiter klagend bekunden, daß die Regierungshilfe für die notleidenden Künstler immer geringer wird, weil einfach kein Geld da ist.

Mit dem Steuerzahlen ist das so eine Sache. Es ist ein Streit um die Prinzipien zweier ökonomischer Schulen. Die Steuerzahler sind zugleich für die weitere Inflation, die Steuerverweigerer für stabile Zustände. Beide Schulen wollen die Wirtschaft, jede ihre eigene natürlich, wieder profitabel machen oder profitabel erhalten. Sie haben also gleiche Ziele und nur die Wege sind verschieden. Der eine sieht direkte Lohnkürzungen, Einschränkung der Staatskosten, der Wohlfahrtspflege usw. vor, und seine Anhänger bleiben nur sich selbst treu, wenn sie zu zahlen aufhören. Die andern sehen das Heil in der weiteren Geldentwertung, wobei man ruhig Steuern zahlen kann, denn was die eine Hand in diesem Falle gibt, erhält die andere doppelt zurück. Daß man Mellon den Prozeß macht, ist nur ein anderes Zeichen dafür, daß die inflatorischen Tendenzen sich weiter durchzusetzen scheinen, und daß die Stunde Irving Fischers erneut gekommen ist. Bücher über Verhaltensmaßregeln bei der kommenden Inflation finden reißenden Absatz. Verdient man schon bei der Beschreibung, wie muß man erst bei ihrer Anwendung verdienen? Ja, vielleicht wird bald die Zeit da sein, wo für moderne Maler eine halbe Million in Dollar bezahlt wird, weil die Leinwand wertbeständiger ist als der heilige Dollar.

»Die Inflation ist so sicher wie der Mondwechsel«, triumphiert der Inflationist Senator Thomas in der Presse, »die Legalisierung der Roosevelt'schen Goldpolitik durch das höchste amerikanische Gericht im Februar 1935 bietet die Gewähr dafür«. Natürlich soll sie auch weiterhin kontrolliert werden und selbst die Kontrolle soll kontrolliert und die kontrollierte Kontrolle erneut kontrolliert werden; aber niemand kann sich was dabei denken. Selbst die bürgerliche Oekonomie weiß heute schon, daß eine Inflation, soll sie wirklich als Auftriebs-

mittel der Wirtschaft dienen, eine immer weitere Vertiefung erzwingt, bis sie aufhört, praktisch möglich zu sein. Aber dann ist auch das Ende der von ihr erzeugten Scheinkonjunktur gekommen, wie jedes Aussetzen, das heißt jede Kontrolle der Inflation ein Aussetzen der von ihr erzeugten, künstlichen Konjunktur ist. Natürlich will man eine Inflation mit inflatorischen Resultaten und keine, die alles beim alten beläßt.

Noch ist es jedoch nicht so weit. Noch versucht man auch durch Ersparungen oder auf »normalen« Wegen den Profitnotwendigkeiten gerecht zu werden und deshalb wird wohl nur die negative Seite der künstlerischen Pläne verwirklicht werden. Da gibt es zum Beispiel vor dem Neuyorker Rathaus eine Marmorgruppe, die schon seit Jahren die moralischen Gefühle der Hausfrauen verletzt und gegen die ein langer, erbitterter Kampf geführt wurde. Zwar nennt sich die Gruppe »Bürger-tugend«, aber sie stellt diese in einem jungen, schwertschwingenden, nackten Manne dar, dessen große, gesunde Füße auf einer Anzahl, alle möglichen Sünden symbolisierenden Sirenen herumtrampeln. Das wird jetzt aufhören. Und damit ist die Ehre der amerikanischen Frau erneut gerettet, wie auch einer künstlerischen Lüge ein Ende gesetzt ist, denn die amerikanische Frau befindet sich durchaus nicht unter den Füßen des Mannes; nur manchmal bei Demonstrationen, wenn sie unter diejenigen der Polizei gerät. Aber das ist eine andere Geschichte.

Ueberhaupt sind von allen Forderungen des Rooseveltprogramms diejenigen, die der Stärkung der Moral dienen, am besten erfüllt. Ohne Zweifel kann man von einem neuen Geiste sprechen, der Amerika erfaßt hat. Zwar werden die Vorschläge Margarete Sängers für Geburtenkontrolle noch immer abgelehnt, aber sonst wächst das Gefühl sozialer Verantwortung und zeigt sich in unzähligen Vorlagen für Altersversicherungen, utopistischen Reformen, Jugendhilfe usw., was den intelligenteren Blättern immer neue polemische Möglichkeiten bietet und selbst aus der schöngeistigen Literatur soziologische Studien macht. Sogar die Philosophie wird neugeboren, da man sich endlich um das Ganze der Welt und nicht nur um seinen eigenen, ganz individuellen, ganz besonderen Automobilmotor kümmert. Wenn auch die Hälfte aller Universitäten den Offenbarungseid leisten und sich gerne vom Staate adoptieren ließen (da sie aufgehört haben, ein Geschäft zu sein), so ist bei den Studenten und sogar bei vielen Professoren zu bemerken, daß der »Rah-Rah-Geist« von 1929 verschwunden ist und man beginnt, das Studium und die Vorlesung tatsächlich ernst zu nehmen. Nicht mehr wie einst bewegen sich die Studenten in einer Art, die den Uneingeweihten beim Besuch der Universität ängstlich fragen ließ, ob er sich nicht irrtümlicherweise in eine Anstalt für Geisteskranke verlaufen hätte. Nicht mehr wird die Welt nach der Qualität der Pralinés abgeschätzt, sondern man beginnt, sich um das curriculum zu kümmern, man will endlich sein Geld voll ausnützen, da der Konkurrenzkampf der Intellektuellen untereinander ebenfalls immer höhere Anforderungen an den einzelnen stellt.

Nur die Künstler scheinen nicht von dieser Moral ergriffen zu sein.

Ihre Aufmerksamkeit gilt, in strengem Kontrast zu ihrer hohen Berufung, mehr der materiellen Seite des Rooseveltprogramms. Was soll dieser losen Gesellschaft auch die Moral? Hungernde Maler haben nervöse Pinsel und grelle Farben. Sie werden seelisch Zyniker und professionell Karikaturisten. Sie scheuen sich nicht, selbst das Heiligste in den Kot zu zerren, selbst in die Gehirne der großen Staatsmänner und hinter die Kulissen ihrer Politik zu sehen, um aufzuzeichnen, was ihr schielender Blick wahrnahm. Denn nur satte Künstler können so gerade sehen, daß man ihnen Preise offerieren kann. Die andern, zugestanden, karikieren ja letzten Endes auch nur, weil niemand sie ernst nimmt, aber es geht doch nicht an, daß ein paar Neurotiker ihren Spott über Dinge ausgießen, die auf der ganzen Welt Bewunderung und Beifall erregen und als welterlösende Taten gefeiert werden. Und was noch abstoßender ist, diese armen Maler malen auf Staatskosten. So wie Mellon mit dem Gelde der Oeffentlichkeit kauft, so malen die Maler damit. Aber in dem Grade, wie sie ihren Bildern sozialen und propagandistischen Ausdruck verleihen, in gleichem Grade werden ihnen die Mittel dazu entzogen. Wenn es ihnen gelegentlich auch gelingt, ihre Anklagen gegen die Gesellschaft in öffentlichen Gebäuden unterzubringen, ihr Glück ist nichts als eine Morgenglorie; noch ehe der Abend kommt, sind sie schon wieder abgenommen.

Die Pläne der Regierung sind erhaben über jede Kritik. Zwar erreichen sie genau das Gegenteil von dem, was sie versprechen, aber das macht ja nichts; es liegt nicht an den Plänen, daß sie mißlingen, sondern an einer störrischen Wirklichkeit, die sich nicht nach Maß bearbeiten läßt. Die Pläne waren gut und sind noch immer gut. Zwar hat die NRA. (das Nationale Erholungsprogramm) beim ersten Bilanzabschluß nur nachweisen können, daß nach wie vor dem Reichen gegeben und dem Armen genommen wurde, aber es muß doch zugegeben werden, daß die Musik, die man dabei spielte, eine ganz andere war. Roosevelt machte es wie jener geniale Komponist in Carl Heinrichs Buch »Waisen der Ewigkeit«, der auf seinem mechanischen Klavier die Musikrollen verkehrt herum ablaufen ließ. Es war zwar noch die alte Musik, aber sie klang doch vollkommen neu.

Dies merkten selbst solche Enthusiasten der stillen Rooseveltrevolution, wie Matthew Woll, Vizepräsident der amerikanischen Gewerkschaften, der sich sonst nur um Rekordleistungen in reaktionärer Gesinnung bemüht. In seinem, im Frühjahr 1935 erschienenen Buch über »Industrie, Arbeit und Regierung« gibt er bereits zu, »daß die NRA. im allgemeinen die Lage der Arbeiter in jeder Beziehung geschädigt, die der Unternehmer und hier speziell die großen Monopole in allen Punkten gefördert hat«. »Mag sein«, antwortete Roosevelt auf derartige Einwände, »aber von jetzt ab wird es anders werden. Wir werden den Anti-Trust-Gesetzen mehr Aufmerksamkeit schenken. Was soll jedoch die Kritik, wenn es praktisch überhaupt unmöglich ist, die NRA. aufzuheben, da dies das wirtschaftliche und politische Chaos bedeuten würde.« »Ich bin ja so zufrieden«, applaudierte Borah, der Senator der kleinen Leute, »daß nun endlich der Spieß gewendet werden soll.

Denn was Hoover nicht ganz gelungen war, nämlich die Taschen der Bevölkerung völlig zu leeren, das ist der NRA. geglückt. Das Geheimnis des Erfolges nennt sich Preisregulierung und bedeutet, daß der Bauer zwar für seine Produkte mehr Geld bekommt, aber auch mehr für die Waren zu zahlen hat, die er selbst kaufen muß. Die kleinen Lohn-erhöhungen der Arbeiter sind bei weitem durch die ungeheuren Preissteigerungen überholt.«

Um objektiv zu sein, muß bemerkt werden, daß sich beim Bilanzabschluß der NRA. auch Erfolge zeigten. Wie hätten sonst die reichen Pflanzer im Süden für die Verlängerung der Roosevelt'schen Maßnahmen stimmen können? Die Ausgleichsgeschenke der Regierung für die Einschränkung der Baumwollerzeugung waren großzügig, die Preise zogen weiterhin entsprechend an; es war ein vorteilhaftes Geschäft. Nur die Landarbeiter sind dabei um ihre Arbeit gekommen und die Pächter um ihr Pachtland, denn die Beschränkung der Anbaufläche machte sie überflüssig. Wie in China nach großen Ueberschwemmungen, so ziehen jetzt in Amerika Tausende von Familien über die Landstraßen den Städten zu, um dort Unterstützung zu finden. Die Regierung sah sich gezwungen, eine Wandernothilfe ins Leben zu rufen, um nicht die Zustände an der Wolga während der russischen Hungersnot von 1921 am Mississippi zu wiederholen. Der amerikanische Schriftsteller Stolberg übertreibt kaum, wenn er behauptet, daß das, was die Roosevelt'sche Planwirtschaft bisher fertiggebracht hat, von einem Erdbeben noch besser hätte gemacht werden können. Aber wir brauchen uns nicht um die Meinung der Literaten zu kümmern, die Regierung hat ihre eigene Forschungs- und Planungskommission, die uns im Februar 1935 berichtete, daß, »obwohl die Totallohnsumme der industriellen Unternehmungen im Dezember 1934 nur 60 Prozent derjenigen des gleichen Datums von 1926 betrug, die Dividenden der Korporationen doch 150 Prozent derjenigen von 1926 ausmachten. Obwohl das Nationaleinkommen während dieser Periode um rund 40 Prozent fiel und das Produktionsvolumen sich um ein Drittel verminderte, war das Einkommen der Dividenden und Zinsempfänger in 1934 um 50 Prozent höher als im Jahre 1926«.

Die Arbeitslosenziffer beträgt immer noch zwölf Millionen. Aber was besagt das schon für die Konjunkturbewegung? Die Produktion und die Profite vermitteln ein viel angenehmeres Bild: da ist nichts als Fortschritt zu sehen. Natürlich behaupten die ewigen Pessimisten, der ganze heutige Aufschwung sei künstlich von der Regierung erzeugt und nicht der Initiative der Wirtschaft selbst entsprungen. Es lassen sich viele Beispiele anführen, wo die Wirtschaft mit dem Gelde anderer Leute beweist, daß sie imstande ist, ihre eigenen Probleme zu lösen. Die leichte Konjunktur ist größtenteils eine Konjunktur durch Steuer-gelder, nicht durch die Morgans und Mellons. Der Aufschwung beschränkte sich auf die Monopole und ging auf Kosten der Gesamtwirtschaft.

Die hohen Profite, die von den großen Unternehmen gewonnen werden, sind nicht nur aus den Regierungsgeschenken und aus der Geldpolitik zu erklären, sondern auch aus der in den letzten Jahren unge-

heuren Entfaltung der technischen Rationalisierung. Nehmen wir zum Beispiel die sich ihres Aufschwungs stolz rühmende Automobilindustrie, die sich entgegen der Preissteigerungstendenz bemüht, dem Publikum noch immer billige Ware zu liefern. Die von uns schon zitierte Planungskommission der Regierung berichtet über ganz erstaunliche Fortschritte in der Produktivität der Automobilindustrie. Leider, sagt der Bericht, wäre die Rationalisierung übertrieben und zerstöre das gute Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft. Die Grenze des Menschenmöglichen sei erreicht, wenn nicht schon überschritten, was wahrscheinlich zu großen Zusammenstößen führen würde. Die bisherige, bei der Arbeitsannahme eingehaltene Altersgrenze von vierzig Jahren sei herabgesetzt worden. *Schon mit fünfunddreißig Jahren ist man für die Automobilbranche ein alter Mann!* Die Kommission bringt weitere Beispiele zur Illustration der Rationalisierung. Wir greifen nur einige heraus. 1929 betrug die Lohnkosten zur Herstellung einer Autotür noch vier Dollar, heute nur noch 15 Cents. 19 Arbeiter machen heute genau so viele Zylinderblöcke wie 250 im Jahre 1929. Eine Kugellagerfabrik, die Anfang 1935 1011 Mann beschäftigte, entließ vor kurzem 150 Mann und steigerte zugleich ihre Produktion um 15 Prozent.

Vor den Fabriken stehen Schlangen von Arbeitsuchenden. Es gibt keine Arbeit, aber man entläßt täglich einige und stellt andere dafür ein, um die Schlangen zu erhalten. Ihre psychologischen Wirkungen auf Arbeitsdisziplin und Tempo sind ganz großartig. Trotzdem die Hände der Arbeiter bereits fliegen wie die Beine der Rennpferde, ist doch eine gelegentliche Aufmunterung wie: »Wem es nicht paßt, der kann ja mal mit denen da draußen den Platz wechseln«, nicht zu unterschätzen. Die neuen Autos glänzen, und ihre Formen sind so ungewöhnlich, als ob sie vom Mars kämen. Wo hört die Technik auf, und wo beginnt die Kunst? Die Begriffe verschmelzen ebenso miteinander, wie Künstler und Arbeiter im Elend einander immer ähnlicher werden, und wie auch Mellon sich mit der Kunst völlig identifiziert. Nur letzterer kann allerdings noch die Augenblicks- von den Ewigkeitswerten unterscheiden, weil er sich beides leisten kann. Die andern werden langsam verrückt und organisieren Dinge wie zum Beispiel jetzt die »Liga zur Beschleunigung des nächsten Krieges«. Die Presse peitscht ihren Masochismus noch weiter auf: »250,000 bewaffnete Japaner sind in unserem Lande. Wir müssen aufrüsten«, hetzt Hearst in seinen Blättern, die selbst die des Hitler-Deutschland in den Schatten stellen. Und die amerikanischen Munitionsfabriken arbeiten Ueberzeit wie in allen andern Ländern auch. Das vom Kongreß bewilligte Militärbudget beträgt hundert Millionen Dollar mehr als in irgendeinem der letzten fünfzehn Jahre. Und immer mehr wird gefordert. »Wir sitzen auf einem Vulkan«, beteuert der Vorsitzende der staatlichen Verteidigungskommission dem Kongreß, »im Inland sowohl als auch vom Standpunkt der Außenpolitik. Wir dürfen nicht blind sein vor dem Wachsen des Radikalismus und der kriegstreiberischen Aktivität der andern Nationen.« Die Pazifisten werden überschrien. Sie sind fast nicht mehr zu hören. Wohl reichen sie noch Gesetzentwürfe ein, aber sie fallen stets unter den Tisch. Man

findet ihre letzte Forderung, die vorsieht, daß die reichen Männer des Landes im Kriegsfall an die gefährlichsten Stellen der Front geschickt werden sollen, naiv und undiskutabel.

Ist es auch noch nicht so weit, neue Hunnen zu erfinden, um gegen sie loszuschlagen, so bieten sich dem Kampf gegen den Radikalismus weiter keine Schwierigkeiten. Ein Staat nach dem andern gräbt die fast schon vergessenen Gesetze gegen den »kriminellen Syndikalismus« wieder aus und richtet sie gegen streikende Arbeiter und Gewerkschaftsagitatoren. Immer lauter fordert man das Verbot aller radikalen Arbeiterorganisationen und die Verschärfung der Deportationsmaßnahmen.

Jeder kämpft heute gegen das Monopolkapital und für eine bessere Verteilung des Nationaleinkommens; ein jeder empfiehlt dafür diese oder jene Steuergesetze, und selbst der Liberalismus macht da keine Ausnahme. Solange man sich jedoch auf die Steuerpolitik beschränkt, kann man immer nur die Kräfte stärken, die man angeblich schwächen will. Damit schreckt man die Mellons nicht, sie zahlen heute nicht, sie werden auch morgen nicht zahlen. Und trotzdem beherrschen sie alles: die Kunst sowohl wie auch das Leben.

---

## Organisierung des Kredits als öffentlicher Dienst

Von Spectator.

In den 11 Punkten des Planes der Arbeit wird, wohl mit Recht, *die Organisierung des Kredits als öffentlicher Dienst* an die erste Stelle gesetzt und hervorgehoben, daß diese der erste und entscheidende Schritt zur Planwirtschaft sei. Von der Kontrolle des Finanz- und Bankkapitals hängt in der Tat auch die Kontrolle der Produktion ab, und von da geht sie aus. Auf die Beherrschung der Geldzirkulation kommt es an, weil von da aus die Wirtschaft beherrscht wird. Will man die planmäßige Entfaltung der Wirtschaftskräfte des Landes ermöglichen, den Export steigern, die Inlandindustrie ausbauen, die Entschuldung der Landwirtschaft durchführen, dann liegt es auf der Hand, daß das einen unbeschränkten Einblick in die gegenwärtige Wirtschaft erfordert und Maßnahmen erheischt, die weit über den Rahmen dessen hinausgehen, wie heute die Wirtschaft beurteilt und geleitet wird.

Einen solchen Einblick in die Wirtschaftsorganisation des Landes und entsprechende Maßnahmen, um sie in den Dienst des Volksganzen zu stellen, erfordert aber *die Nationalisierung der Großbanken und Versicherungsgesellschaften* und damit die Organisierung des Kredits als öffentlicher Dienst. Die große wirtschaftliche Macht in den Händen einer kleinen Anzahl von Personen, die nicht Eigentümer, sondern nur Verwalter der Kapitalien sind, welche ihnen anvertraut wurden, muß auf den Staat übergehen, damit er diese im Interesse des ganzen Volkes planmäßig zur Leitung der Wirtschaft benutzen kann, um dort einzu-